

Probi

Volkschriften des Vereins für Kirchengeschichte
in der Provinz Sachsen. * Heft 1.

Die Wittenberger Hochschule.

Ein Beitrag zur sächsischen Kirchengeschichte

von

Armin Stein

(Hermann Nietschmann).



Preis 20 Pf.

Magdeburg 1906.

Kommissionsverlag der Evangelischen Buchhandlung
Ernst Holtermann.

84-
559

ps primo

Die gerechten haben Lust zum Wort
Gottes. Und reden gern davon tag
und nacht
Darinn

Kommen sie auch alles. Thun alles
und bleiben ewiglich grün und frucht-
bar, wie ein palmbaum am Wasser

Die Gottlosen haben Lust
an ihrem Gott, Bauch und Marn mon

Darinn kommen sie auch
nichts. Thun nichts. Bleiben nichts. Sondern
Vergehen, wie eine stadt, mit alle
ihrem gut. ehre. thum. macht. Bauch
und Marn mon
Qina

Verbum Domini manet in eternum
Und alle die dran bleiben mit
lust und Liebe

Amen

Mart Luther

Eigenhändige Eintragung D. Martin Luthers in
ein Wittenberger Stammbuch vom Jahre 1542.

(Im Besitz der Fürstl. Stollbergischen Bibliothek in Wernigerode).

Volksschriften des Vereins für Kirchengeschichte
in der Provinz Sachsen. * Heft 1.

Die Wittenberger Hochschule.

Ein Beitrag zur sächsischen Kirchengeschichte

von

Armin Stein

(Hermann Nietschmann).



Auditoriengebäude der Wittenberger Hochschule.

Magdeburg 1906.

Kommissionsverlag der Evangelischen Buchhandlung
Ernst Holtermann.

EV. PRED. SEM.
Bibliothek
zu
Wittenberg

1984 - 559

I.

In seinem geheimen Kabinett auf Schloß Hartenfels zu Torgau saß an einem Oktobertag des Jahres 1501 Kurfürst Friedrich von Sachsen, der Weise genannt, zusammen mit zwei Herren, die eben bei ihm eingetreten waren und denen man sowohl an der Tracht als auch an dem Gesicht die Gelehrten ansah. Der Doktor Martin Pollich von Melrichstadt war's, Professor zweier Leipziger Fakultäten, der juristischen und der medizinischen, und Doktor Johann von Staupitz, Ordensprovinzial der Augustiner und Lehrer an der Universität Erfurt.

„Noch einmal Gott zum Gruß, vielwerte Herren!“ sagte der Kurfürst, nachdem die Gäste auf seine Einladung ihm gegenüber an dem kunstvoll geschnitzten Eichentisch Platz genommen. „Möget ihr wohl erraten, aus was Ursach ich von euch geheischet, durch den bösen Herbst den weiten, beschwerlichen Weg gen Torgau zu machen?“

Die beiden Fremdlinge schüttelten gleichzeitig den Kopf, und Pollich erwiderte: „Da wir einander in der Herberge trafen, haben wir uns diese Frage selbender vorgelegt, ohne eine Antwort zu finden.“

„Glaub's wohl,“ versetzte der Kurfürst schalkhaft lächelnd. „Und ich will eure Seele nicht lange aufhalten, sondern mit meinem Anliegen stracks herfürkommen. Dazu hat mich nach euch verlangt, daß ihr mir sollet Berater sein in einer Sache, die schon längere Zeit mein Herz beweget. Fünfzehn Jahre sind es her, daß mein in Gott ruhender Vater, Kurfürst Ernst, sich zur Erbteilung seines Landes unter seine Söhne Friedrich und Albrecht bewogen gefunden und zu des jüngeren Besten ein Stück vom Ganzen abgetrennt hat: den Meißenschen Kreis mit Dresden und Leipzig. Klein nur ist das Stück, das jezt, nach dem inzwischen erfolgten Hinschied seines Vaters, mein Vetter Georg regiert, aber es ist das beste. Ja, mir ist, als wäre dem Kurfürstentum das Auge ausgeschlagen, da ich Leipzig habe lassen müssen mit seiner Universität. Was frommet mir der Kurhut, da ich herrschen muß über ein Volk, das im Finstern wandelt, da ihm die Leuchte der Wissenschaft ausgelöschet worden? Dieses ist's, was mir die ganze Zeit meines Regimentes das Gemüt beschwert. Lange schon bin ich mit mir zu Rat gegangen, wie dem Übel abzuhelpen. Wohl leuchtet das Licht von Leipzig auch über die Grenze meines Staates, aber ein wunderbarlich Ding ist's doch, daß der kleine

Fürst als Besitzer einer Hochschule bedauernd auf den großen Herabsieht, der solches Vorzugs entbehren muß. Wie dünket euch, ihr Herren?"



Kurfürst Friedrich der Weise nach Dürer.

Die beiden Gelehrten, von dem Gehörten aufs höchste überrascht, sahen einander an, als wollte einer dem andern den Vortritt zum Reden lassen, bis dann Doktor Pollich das Wort nahm und seinem Empfinden Ausdruck gab, indem er den Kurfürsten um seinen hohen Gedanken pries und ihm zur Ausrichtung desselben den Segen des Himmels erflehte. Dem fiel alsdann auch Staupitz bei.

Auf des Kurfürsten Antlitz spiegelte sich freudige Befriedigung, und

er sprach: „Nehmet meinen Dank, vielwerte Herren, daß ihr mir zufallet und durch eure Beipflichtung meinem zagenden Herzen Mut erwecket. Gerade auf euch beiden stehet mein Vertrauen. Wie Ihr, herzlieber Pollich, vor Jahren mein getreuer Gesell waret auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem, so werdet Ihr auch in diesem hochwichtigen Fürnehmen Eures Freundes treuer Eckart sein. Und Euch, mein guter Staupitz, grüße ich ingleichen als einen Mann, von dessen Weisheit, Erkenntnis und Tugend ich mich des besten versehe. Ich will euch nicht verhalten, daß ich allbereits mit meinem Kanzler fleißige Absprache gehalten, von wannen die äußeren Mittel zu gewinnen seien, so das Werk erheischet. Große Opfer sind dazu zu bringen, und mein Land ist arm. Doch hat mein Kanzler Rat gewußt, indem er mir die Einkünfte etlicher kirchlicher Stifte zur Verfügung in Aussicht gestellt.

„Diese äußere Sorge also ist gehoben. Größere Not wird es machen, die Sache innerlich anzufassen, ich meine, die Männer zu erlangen, die willig und geschickt sind, der neuen Hochschule zu dienen und sie zu fördern, also daß sie neben den altberühmten Universitäten

Leipzig und Erfurt wohl bestehen möge. Oder meint ihr etwa, neben diesen beiden Universitäten sei für eine dritte, die Kursachsen diene, nicht Raum?"

Doktor Pollich teilte dieses Bedenken nicht. „Je mehr Licht, gnädiger Herr, desto weniger Finsternis. Und daß in der Nacht der deutschen Unwissenheit es der hellen Punkte zu viele seien, das kann man ja nicht sagen.“

„Wohlan denn, ihr Herren,“ fuhr der Kurfürst mit erhobener Stimme fort, „so laßt mich frei herausreden und euch mein ganzes Herz sagen.“

Er reckte die rechte Hand und zeigte auf Pollich. „Nicht allein als Berater habe ich Euch zu mir entboten, Ihr sollt auch mein Helfer sein. Ingleichen Ihr, viellieber Staupitz. Wo an meiner neuen Hochschule solche Leuchten stehen, so wird derselbigen geholfen sein.“

Er schwieg in Erwartung einer Antwort, da diese aber ausblieb, fuhr er fort: „Es ist zu jäh über euch gekommen, ihr Herren, und vielleicht erscheine ich euch als ein Räuber, der Leipzig und Erfurt arm machen will. Aber ist denn das ein Raub an der Wissenschaft, wenn man ein Licht, das unter der Kerzen Menge verschwindet, auf einen höheren Leuchter stellt, daß es einen weiteren und breiteren Schein werfen kann? Denn dieses war mein heimlich Sinnen: könnte ich den Doktor Pollich zum Rektor meiner neuen Universität gewinnen, und den Doktor Staupitz zum Dekan der theologischen Fakultät, alsdann wäre meinem Fürnehmen eine Gasse gebrochen und die Hoffnung eines erspriesslichen Fortgangs vorhanden.“

Von neuem schloß die Überraschung den beiden Männern den Mund, bis es Pollich war, der sich auch diesmal zuerst zurecht fand und in seiner Bescheidenheit gegen die ihm gestellte Aufgabe seine Bedenken kundgab. Worauf der Kurfürst frohgemut erwiderte: „So gefallet Ihr mir, Herr Doktor! Es ist mir genug, daß Ihr willig seid — das andere wird sich schon finden; denn wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.“

Da reichte Pollich, sich erhebend, der Durchlaucht wacker die Hand und sprach: „In Gottes Namen denn, gnädigster Herr



Johann von Staupitz.

Kurfürst! Ich will Fleiß tun, Euch meinen Dank zu sagen durch die That."

Staupitz, der sich gleichfalls erhoben hatte, fügte hinzu: auch ohne zu bevorzugter Stellung ausersehen zu sein, würde es ihm zur Ehre und Freude gereichen, einem Fürsten zu dienen, dessen hoher Sinn und edler Eifer für das geistige Wohl seines Landes ihn über die anderen deutschen Kronenträger hinausheben.

Jetzt drückte Kurfürst Friedrich den beiden Männern frohbewegt von neuem die Hand, worauf der Plan noch des weiteren besprochen ward.

Eines war's besonders, was der Kurfürst betonte: „Nicht darauf stehet mein Sinn, die sogenannten humanistischen Hochschulen um eine zu vermehren, der Wiederbelebung des klassischen Altertums eine neue Stätte zu bereiten. Deren haben wir gerade genug. Sondern der Kirche Christi will ich dienen, auf das Wohlgefallen des heiligen Vaters in Rom gehet mein Verlangen, dessen Segen ich zu meinem Vorhaben auch erhoffe. So hoch ich auch die humanistischen Wissenschaften achte und so wert mir auch der Verkehr mit solchen Gelehrten und Poeten ist, höher als die geistige Erleuchtung meines Volks steht mir sein geistlich Wohl."

Er hatte diese Worte mit sonderlicher Wärme gesprochen, und die beiden Doktoren sahen mit Ehrfurcht auf zu dem Manne, dessen allbekannter Edelsinn und ungeschminkte Frömmigkeit hier zur schönen Erscheinung kam.

Es blieb im Lande kein Geheimnis, was auf Schloß Hartenfels gehandelt worden war, und alle Welt wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten, riet auch hin und her, welche Stätte in dem Kurstaat wohl die Ehre haben würde, die neue Universität zu beherbergen.

Es vergingen noch etliche Monden, da wußte man über diesen Punkt Bescheid. Aber was man da vernommen hatte, das wirkte geradezu verblüffend, und man achtete es für ein Märlein. Wittenberg sollte die erkorene Stätte sein, Wittenberg, das elende Ding, einem Dorf ähnlicher als einer Stadt mit seinen kleinen, niedrigen, hölzernen Häusern, dazu mitten in einer Wüste gelegen, von der der Volkswitz spottend sang: „Ländken, du bist ein Sändken," und rings von Bauern umwohnt, die kaum bis drei zählen konnten? Es konnte doch dem Kurfürsten mit dieser Wahl unmöglich ernst sein.

Und dennoch war's ihm ernst. Er wußte es vielleicht selbst nicht recht, warum er's tat, aber der Mensch tut ja manches unbewußt und trifft das Richtige, diemeil der Rat nicht aus seinem Fleisch und Blut kam, sondern von oben her, eine Fügung dessen, der die Menschen heimlich am Fädlein hat und führt sie, wohin er will. Nach Gottes Rat sollte die neue Hochschule eine Oase werden in der geistigen Wüste, so schadete ihr auch das arme, sandige und mitten in

bäuerischer Verkommenheit liegende Wittenberg nicht, im Gegenteil, der äußere Schauplatz sollte ein Gleichnis sein für ihre innere Bedeutung.

II.

Im „Spec“, dem Lustwäldlein nahe bei Wittenberg, saßen an einem schönen, warmen Herbsttag des Jahres 1506 etliche Musensöhne in ihrer bunten Tracht unter den Tannen beim „Ruckuck“ — so hieß man das in Wittenberg selbst gebraute allbeliebte Schwarzbier. Dabei ging es sehr laut zu mit Renommieren und Disputieren.

Von der Stadt her nahte sich ein vornehmer Herr, den die Studenten artig grüßten. Er wandte sich einem etwas abseits stehenden Tisch zu, an dem ein einsamer Gast beim Krüge saß.

„Wie, hier finde ich Euch, Herr Kollega Bodenstein? Ihr habet doch, dünkt mich, in dieser Stunde über den Psalter zu lesen?“

„Wohl, Freund Amsdorf,“ versetzte der Angeredete, Herr Andreas Bodenstein von Karlstadt, Professor der Theologie an der Universität Wittenberg. „Aber vor leeren Bänken kann ich meine Lunge schonen.“

„Also auch Ihr?“ fragte Professor Nikolaus von Amsdorf. „Solamen miseris, socios habuisse malorum. Mir ist es gleichfalls schon begegnet, daß ich, wenn auch nicht vor ganz leeren Bänken, doch nur vor zweien oder dreien meine Weisheit habe fürtragen müssen. Wenn das so weiter geht, so werden wir bald auf dem Sande sitzen. Wie verheißungsvoll ließ es sich zu Anfang an! 417 Einschreibungen im ersten Jahr unseres Bestehens! Und nun, nach vier Jahren, sind wir herunter bis auf 130! Die Falten, welche bei seinem letzten Anwesen in Wittenberg dem Kurfürsten auf der Stirn standen, deuteten auf schwere Sorgen. Pollich und Staupitz ziehen ja noch immer, aber die zwei allein mögen doch den Karren auf die Länge nicht fürbaß bringen.“

Bodenstein nahm einen Schluck aus dem Holzkrug, den der Wirt vor ihm hingestellt hatte, und sah einen Augenblick ins Leere, dann sagte er: „Ist Euch ein Erfurter Augustiner bekannt, der Bruder Augustinus?“

„Nein,“ warf Amsdorf achtlos hin.

„Ehe er ins Kloster verschwand, hieß er Martin Luther — vielleicht ist dieser Name schon zu Eurem Ohr gekommen.“

„Auch dieser nicht,“ beharrte Amsdorf. „Was ist's mit dem?“

„Staupitz ist seines Lobes voll. Heißet ihn ein selten Ingenium. Habe sich zuerst, nach seines gestrengen Vaters Willen, der Jurisprudenz gewidmet, danach aber plötzlich der Welt Valet gesagt und sich ins Kloster vergraben, um allein der Theologie zu leben. Sei

ein Mann von sonderlich sittlichem Ernst und strengster Enthaltſamkeit, kaſteie ſeinen Leib dermaßen, daß er ſich einen vornehmen Ehrenplatz im Himmel verdienen müſſe, wenn es möglich ſei, durch Möncherei ſelig zu werden. Dabei brenne in ihm ein Durſt nach Erkennen, und in ſeinem Kopf habe er tieffinnige Spekulationen, habe auch im Kloſter ſchon viel Rumor gemacht mit ſeinen Diſputationen und leide



Luther.

an Meidern keinen Mangel. So meint nun Staupitz: wenn die Wittenberger Hochschule den bekommen könnte, ſo würde ihr geholfen ſein."

"Wie viel der Jahre zählt der Bruder Auguſtinus?" fragte Amsdorf kühl und trocken.

"Zweiundzwanzig."

Amsdorfs Mund umſpielte ein ſpöttiſches Lächeln. "Staupitz iſt ſonſt ein Mann des ruhigen, maßvollen, nüchternen Urteils — wie mag er hier ſo ungeſtüm preiſen und von einem jungen, noch unausgorenen Mann die Rettung des ſinkenden Schiffs erwarten?"

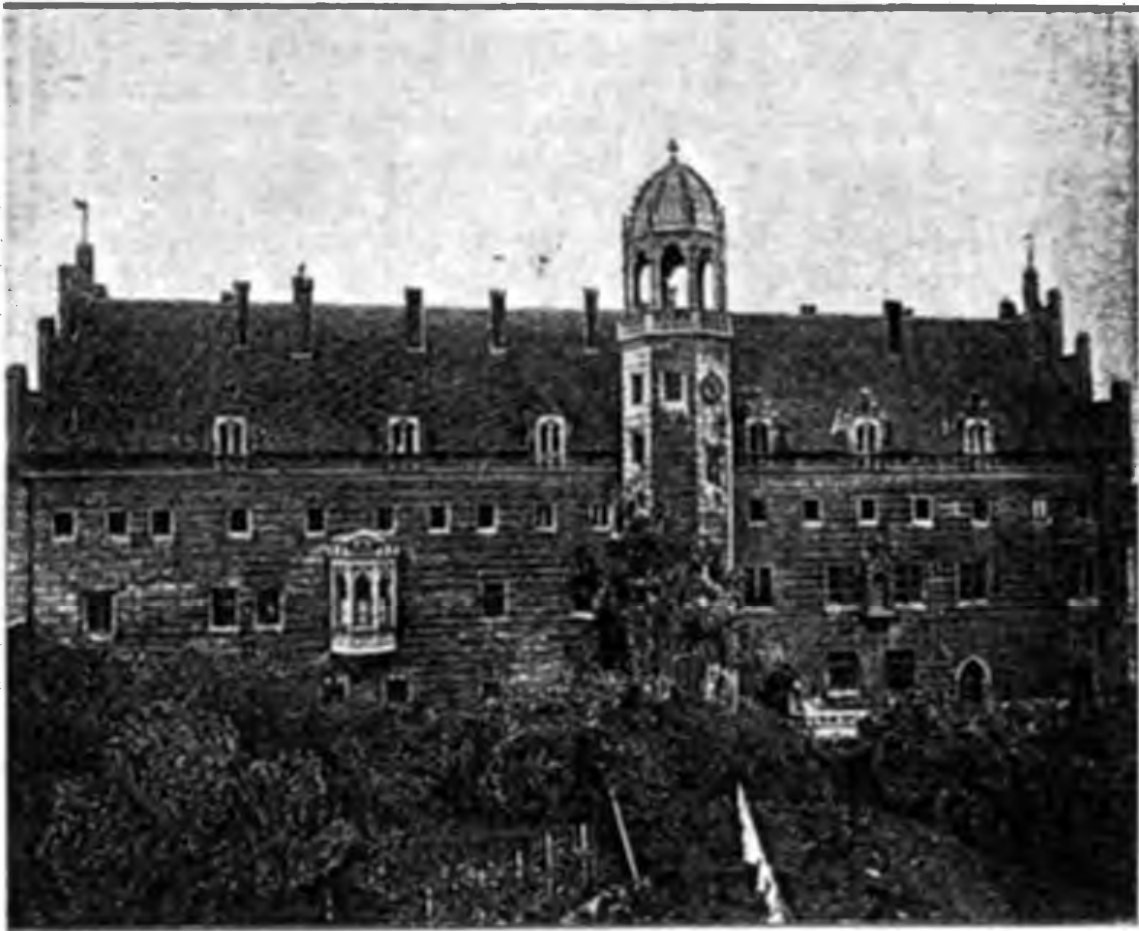
„Muß eben wohl etwas ganz Außerordentliches sein, daß ein Mann wie Staupitz also in Flammen gerät,“ meinte Bodenstein.

„Hm! Vielleicht glückt es dem Kurfürsten, anderweitig tüchtige Kräfte zu gewinnen, daß seine Stiftung, die ihm so sehr am Herzen liegt, in Flor und Ansehen komme.“

„Das walte Gott!“ seufzte Bodenstein, und die beiden Männer erhoben sich, nachdem sie ausgetrunken, um den Rückweg nach der Stadt anzutreten.

Es gewann in der Tat das Ansehen, als sollte Kurfürst Friedrichs edles Werk kläglich scheitern, denn auch die folgenden Jahre verblieb die Zahl der Wittenberger Studenten auf dem traurigen Tiefpunkt, und mancher der Professoren sah sein Heil allein in der Flucht, zumal ihnen auch der Aufenthalt in dem armseligen Städtlein mit den elenden Wohnungen nicht behagen mochte.

In einem Herbsttag des Jahres 1508 fuhren auf einem offenen Wägelein zwei Männer in der Tracht der Augustinermönche durch das Elstertor in Wittenberg ein. Den einen davon kennen wir: es



Lutherhaus zu Wittenberg.

war der Doktor Staupitz. Der zu seiner Linken war ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren, hager, bleich und mit eingefallenen Wangen, aber mit einem Paar wunderbaren, leuchtenden Augen. Der Mann hieß Martin Luther. Den Bemühungen des Doktors Staupitz war's endlich gelungen, ihn von Erfurt loszubekommen und nach Wittenberg zu verpflanzen.



Philipp Melancthon von Lucas Cranach.

Und der neue Lehrer bestieg alsbald das Ratheder. Sein Hörsaal war gefüllt: man wollte den aushorchen, von dem schon so viel geredet worden war. Aber die allein die Neugier herbeige- lockt hatte, siehe, sie verblieben bei ihm, festgehalten und überwältigt von der Macht seiner Rede, die ganz neue Bah- nen ging. Der Philosophie; für welche er berufen worden war, wandte er bald den Rücken, um allein der Theo- logie zu dienen. Hier war er in seinem Fahrwasser, und Staupitz rieb sich seelenvergnügt die Hände, wie er sah, daß es in Wittenberg allmäh- lich anfang eng zu werden. Von allen

Windrichtungen kam's geströmt, denn das Gerücht des wunderbaren Mannes, den nun der theologische Doktorhut schmückte, war in das ganze Land erschollen und hatte in Leipzig und Erfurt wie auch in Frank- furt a. O. die Reihen gelichtet. Und nicht Theologen allein saßen zu den Füßen Luthers, aus allen Fakultäten kam's gelaufen, und alles hing in starrem Staunen an den Lippen des Mannes, der reden konnte

wie keiner mehr und, mit dem Schutt der mittelalterlichen Theologie aufräumend, ganz neue Erkenntnisbahnen brach, indem er statt der Kirchenväter die heilige Schrift selbst reden ließ und den Überraschten Geheimnisse enthüllte, von denen man keine Ahnung gehabt hatte.

Und nachdem nun anno 1517 die Hammerschläge des Wittenberger Mönchs die Schläfer aufgerüttelt hatten, stand Wittenberg in der geistigen Welt obenan, war das verachtete Elbstädtlein in der Christenheit ein täglich genannter Name geworden, in den Himmel gehoben von den einen und von den anderen in die Hölle verwünscht. Wittenberg und Luther, das waren Wechselbegriffe geworden. Was in dem Leib die Seele ist, das war in Wittenberg der Doktor Martinus. Und nachdem es ihm nun gelungen war, den zu gewinnen, der ob seiner Gelahrtheit das Wunder der Zeit war, den jugendlichen Magister Philippus Melanchthon, da strahlte am Himmel der wissenschaftlichen Welt über der Sandwüste an der Elbe ein Doppelgestirn von unvergleichlichem Glanz, und die Wüste begann nun vollends zu grünen.

Bange aber blickte man in die Zukunft, als es hieß: Luthers mächtigster Gegner, der Cardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, ist daran, den Feind, den er mit äußerer Macht nicht zwingen kann, mit geistigen Waffen zu schlagen, indem er in seiner Stadt Halle a. S. eine Hochschule aufgerichtet, die ein Trutz-Wittenberg werden, der Mühle Luthers das Wasser abgraben soll. Und in der That verminderte sich bald die Zahl der Wittenberger Studenten; ein Teil zog südwärts davon, der neuen Hochschule an der Saale zu. Sie kamen aber gar bald wieder, und andere kamen dazu. Der Cardinal hatte das Spiel verloren. Seine Professoren redeten vor leeren Bänken, und nach etlichen Jahren packten sie ein. In Wittenberg aber mußten neue Häuser entstehen, die Menge der zuströmenden Mänsenöhne zu beherbergen.

Kurfürst Friedrich der Weise ruhte schon lange in der Erde, um seiner vielen Verdienste willen von seinem Volke unvergessen. Wenn er aber auch weiter nichts vollbracht hätte, die eine That der Stiftung der Universität Wittenberg hätte ihm das dankbare Andenken der Nachwelt gesichert und ihm die Unsterblichkeit eingetragen.

III.

War nun aber Luther der Mann, welcher der Hochschule von Wittenberg das Gepräge seines Geistes gab, so konnte es nicht ausbleiben, daß sie auch in sein Schicksal hineingezogen ward. Alle die Wellenschläge, die der Gewaltige erregte, sie brandeten auch gegen die Mauern der Wittenberger Universität. Und dann, ach welche schweren

Tage sollten über Wittenberg kommen, als in dem Doppelgestirn das eine Auge erloschen war und Kaiser Karl das Feld behalten hatte! Nachdem er den „Obersten der Ketzefürsten“, Kurfürst Johann Friedrich



Melancthonhaus zu Wittenberg.

von Sachsen, bei Mühlberg an der Elbe aufs Haupt geschlagen und gefangen, legte er sich vor das „Brutnest der Ketzerei“ und gewann es, um besonders die Universität zu zerschlagen und so der Ketzerei das Herz auszubrechen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt

gemacht: Melanchthon war ja noch da und die anderen, die standen fest in der Überzeugung:

Gottes Wort und Luthers Lehr
Dämpft der Satan nimmermehr.

Und sie sind mit ihrer Hoffnung nicht zuschanden geworden. Fliehen mußten sie wohl, aber die Universität war damit noch nicht gesprengt. Stille sein und hoffen! hieß es für die Vertriebenen, und die Gnade Gottes machte ihnen die Wartezeit nicht allzulang. Über den Kaiser Karl kam der König der Könige und zerbrach ihm den Arm. Das zertretene Evangelium rechte sich wieder empor, und die verscheuchte akademische Jugend fand sich nach Wittenberg zurück und sang unterwegs: Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest!

Das war ein Tag des Dankes und der Freudentränen, als die verödeten Hallen der Wissenschaft wieder konnten geweiht werden! Der Magister Melanchthon, der die Weihrede hielt, mußte vor Bewegung zu wiederholten Malen innehalten.

Sa, sie stand nun wieder, die Universität Wittenberg, und Luthers Name ward wieder genannt als des Propheten der göttlichen Wahrheit. Aber er selbst, der Geistgewaltige, war nicht mehr da, und das Geschlecht, das nach ihm kam, es trug wohl noch seine Uniform und redete mit seinen Worten, aber von seinem Geist verlor's je mehr und mehr. Von dem Granitbau des Lutherschen Lehrgebäudes ward hier etwas abgebröckelt und da etwas abgebröckelt, ward hier nachgegeben und da nachgegeben. Auf der andern Seite aber wehrte sich gegen diese Schwächlichkeit der Trotz derer, die, von den Gegnern getrieben, sich an Luthers Worte klammerten und ihn noch übertrumpften. So war eine böse Spaltung da eingerissen, wo alles erst aus einem Ton gegangen war.

Und der Glanz Wittenbergs verblaßte noch mehr, als anno 1553 in Jena eine neue Universität aus dem Boden wuchs, die zu der an der Elbe in gespanntestem Verhältnis stand. Die Besitzverhältnisse der sächsischen Fürsten hatten sich nach der Besiegung des Kurfürsten Johann Friedrich verschoben. Herzog Moritz von Sachsen-Meißen hatte von Kaiser Karl den Kurhut bekommen, und sein Kurstaat war anders abgegrenzt worden: die ernestinische Linie sah sich nach Thüringen gewiesen, Johann Friedrich, aus der kaiserlichen Haft befreit, bekam das Fürstentum Sachsen-Weimar. Und nachdem er nun dort festen Fuß gefaßt, vollendete er, wozu er schon während seiner Gefangenschaft den Grund gelegt hatte, die Einrichtung der Universität Jena.

Es konnte nicht fehlen, daß zwischen den beiden sächsischen Hochschulen eine Spannung entstand und gegenseitige Verfeinerung erfolgte, wobei die Römischen sich vergnügt die Hände rieben in dem Gefühl, daß ein Reich nicht bestehen könne, das mit ihm selber uneins sei.

Indes die Schadenfreude kam zu früh, die Zeiten des Kampfes gingen vorüber, man lernte sich gegenseitig tragen und vertragen.

Dann kam der dreißigjährige Krieg, der das Reich zerfleischte und den Garten Gottes in eine Wüste wandelte. Und ging's da nur um die Religion, lagen sich da Katholiken und Protestanten in den Haaren, so hatte sonderlichen Grund zu Furcht und Angst die Stätte, von der die Spaltung in der Kirche ausgegangen war. Denn ohne Unterlaß fragte sich bei der Kunde von dem Vorrücken feindlicher Heeresmassen der Bürger Sorge: Wann wird Wittenbergs letzte Stunde schlagen?

Jahr auf Jahr verging, und der Elbstadt geschah kein Leid, gegen ihre Mauern flogen keine Geschosse, aber die Not fand doch den Weg durch das Thor und nahm ihr Hauptquartier in den der Wissenschaft geweihten Räumen. Wenn überhaupt die deutschen Schulmeister unter dem Wüten der Kriegsfurie unfreiwillige Ferien bekamen und die Professoren der Hochschule viel Muße hatten zum Lustwandeln, so traf insonderheit die Wittenberger dieses Schicksal.

Eine böse, böse Zeit! Nur etliche wenige Blätter aus dieser dunklen Periode mögen hier aufgeschlagen werden.

Das Jahr 1628 hatte begonnen, man hätte also das zehnjährige Jubiläum des Kriegs begehen können.

Man schrieb den 2. Januar. Zu dem zeitigen Rektor Erasmus Schmid trat in früher Morgenstunde der Bedell: „Magnifizenz, im Amtsgebäu harret ein junges Blut, will sich einschreiben lassen in das Album der Universität.“

Der Rektor legte die Feder hin und schaute von seinem Papier mit freudiger Verwunderung empor. „Siehe, das Jahr 1628 hebet verheißungsvoller an als das verwichene. Großer Gott, wenn ich das Album durchblättere die letzten Jahre rückwärts, wie gar wenig Tinte ist doch da verschrieben worden! Zehn Jahre bereits hallt die Welt wider von Krieg und Kriegsgeschrei, und ein Ende desselbigen ist noch nicht abzusehen.“

Der Herr Rektor tat seine Pelzschaupe um die Schultern, setzte das Barett auf und folgte dem Bedell nach demjenigen Flügel der Universität, welcher die Amtsstube des akademischen Sekretarius enthielt.

Er traf diesen auf seinem gewohnten Platz und zugleich jenen Fremdling, den der Bedell gemeldet, einen jungen Mann von einigen zwanzig Jahren, mit mildem, vertrauenerweckendem Angesicht.

„Der erste seid Ihr dieses Jahres, der zum Studium sich meldet,“ redete ihn der Rektor gut gelaunt an, „so sollt Ihr meinen sonderlichen Gruß und Segenswunsch haben.“

Damit nahm er seine Hand und schüttelte sie.

„Und wollet nun Euren Namen und Herkunft anzeigen.“

„Paul Gerhardt aus Gräfenhainichen.“

„Ei, dann seid Ihr also nicht weit her,“ versetzte der Rektor scherzend, während der Schreiber mit knarrendem Gänsekiel in das dicke Buch eintrug: „Paulus Gerhardus Graefenhainichensis, Saxo.“

Nun folgte das übrige: Zahlung der Eintragungsgebühr, Einhängung der akademischen Gesetze und Verordnungen und zuletzt eine väterliche Vermahnung Sr. Magnificenz zu wissenschaftlichem Eifer und sittlichem Wohlverhalten. Damit war der inskribierte Musensohn entlassen.

Der Herr Rektor freute sich, wieder einen Fisch im Netz zu haben — daß es ein Goldfisch war, konnte er nicht ahnen. Er „war nicht weit her“, denn von Gräfenhainichen bis Wittenberg kam man in wenigen Stunden, und er war doch weit her, der Mann, des Name hernachmals einen guten Klang bekam, einen Klang, der bis heute nicht verklungen ist und fortönen wird, so lange das Evangelium gepredigt wird auf Erden, der Name des Sängers von Gottes Gnaden. Zwei Tage später hat dann der Rektor einen zweiten Namen eintragen können: Sebastian Alstein. Der hat, ob er gleich nicht Theolog war, sondern Jurist, während der ganzen Zeit



Paul Gerhardt, geb. 12. März 1607.

des Wittenberger Studiums mit Paul Gerhardt eine treue Herzensfreundschaft unterhalten, bis dann ihre Wege auseinander gegangen sind. Und mit dem Studium ist's während der Zeit notdürftig genug zugegangen, dafür sorgte schon der Krieg. — Eine Reihe von Jahren darauf ist dann Paul Gerhardt, der viel Angefochtene und Herumgeschlagene, abermals gen Wittenberg gekommen, nachdem er seine liebe Vaterstadt hatte in Flammen aufgehen sehen. Aus der von dem Übermut der Schweden eingeäscherten Heimat floh alles von dannen, sehr viele nach Wittenberg, darunter auch Paul Gerhardt mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder Christian. Seines Bleibens war aber hier nicht lange, denn seine Hoffnung, durch die Universität Beschäftigung, wenn auch nur untergeordnete zu finden, erfüllte sich nicht, indem

sich die akademischen Verhältnisse in der traurigsten Verfassung befanden und die Professoren sich sehr überflüssig vorkamen.

Nach mehrjährigen Irrfahrten ist er dann doch wieder gen Wittenberg zurückgekehrt und hat das Grab seiner guten Mutter besucht. Auch glückte es ihm diesmal bei der Universität besser: die Professoren, die in letzter Zeit mit etwas gemehrter Freudigkeit arbeiten konnten, waren eifrig bemüht, dem ernstesten, frommen und wohlgelahrten Mann zu seinem täglichen Brote zu verhelfen, indem sie ihn theils zu persönlichen Hilfsdiensten heranzogen, theils ihm Gelegenheit schafften zur Unterweisung der Kinder angesehenen Bürger, bis er dann abermals von dannen gegangen und nach Berlin gekommen ist, allwo er eher als in Wittenberg auf ein Pfarramt hoffen zu dürfen glaubte.

Von diesem vorwärtigen Auslauf in die Zukunft müssen wir aber jetzt zurück, um noch ein anderes Blatt aus der Geschichte der Universität Wittenberg während des großen Krieges aufzuschlagen.

War das ein Jubel und Frohlocken, als durch die deutschen Lande die Zeitung lief: Der Löwe von Mitternacht ist gekommen, König Gustav Adolf von Schweden hat seinen Fuß auf die deutsche Erde gesetzt, dem Evangelium zu Hilfe zu kommen! In froher Hoffnung hoben sich die geängsteten und zerشلagenen Herzen, denn was man von ihm wußte, von seinen Siegeslorbeeren und der Heldenhaftigkeit seiner lauterer Frömmigkeit, das gab jedem evangelischen Gemüte die Gewißheit: Der wird es tun! Möchte auch Kaiser Ferdinand spottend lächeln: „Da haben wir halt ein Feindl mehr“, möchte er sich ein Vergnügen daraus machen, über die Schneemajestät, die an der deutschen Sonne schmelzen werde, zu witzeln, es kam doch bald dahin, daß Herr Ferdinandus in seiner Hofburg anfang, mit den Zähnen zu klappern, als er vernehmen mußte: Tilly, dem Unbesiegbaren, ist das Herz gefallen, er fürchtet sich vor Gustav Adolf.

Wohin dieser seit seiner Landung gekommen war, niemand hatte ihm widerstehen mögen. Zwar das unglückliche Magdeburg hatte er nicht mehr retten können: der passive Widerstand, den ihm sein Schwager, der Kurfürst von Brandenburg, leistete, hatte ihm einen Klopß ans Bein gebunden. Aber endlich war es ihm gelungen, des Hohenzollern Halbherzigkeit zu überwinden, und den Kurfürsten von Sachsen hatte er zum ernsthaften Bundesgenossen bekommen. So rückte er nun aus dem Brandenburgischen herbei, kizelte bei Werben in der Altmark den alten Tilly probeweis ein wenig und zog dann südwärts, um mit dem Bürger von Magdeburg abzurechnen.

Am 21. August war's des Jahres 1631, da gab's in der Stadt Wittenberg leuchtende Augen und klopfende Herzen, als drei schwedische Feldjäger zum Thor hereingekommen waren mit der Meldung: „König Gustav Adolf kommt gen Wittenberg!“

Wie wenn man eine Predigt in der Kirche vernommen hätte, so blickten da die Augen fromme Andacht. Man sollte ihn leibhaftig

zu schauen bekommen, den Großen, den Edlen, den Herrlichen, der Heimat, Haus und Volk verlassen hatte, um das Schwert zu ziehen zur Ehre Gottes, dem zertretenen Evangelium zur Hilfe. Man sollte ihn mit Augen sehen, dem die Herzen entgegenklopften in unbegrenztem Vertrauen: er kommt von Gott gesendet! und um dessen Haupt die fromme Begeisterung einen Glorienschein gewoben hatte, zumal nachdem man erfahren, wie sein großer, gottesfürchtiger, sittenstrenger Geist auch sein ganzes Heer belebte, wie diese nordischen Krieger mit ihrem betenden König auf die Knie fielen und in strenger Manneszucht mitten in dem rauen Kriegshandwerk nicht vergaßen, daß sie Christen seien.

Ehe jedoch die schwedische Majestät in Sicht kam, erhielt die Stadt Wittenberg anderen hohen Besuch. Am Morgen des 22. August zog der Kurfürst Johann Georg von Sachsen mit einem stattlichen Gefolge ein, und am Mittag meldeten Trompetenstöße die Ankunft des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Beide waren übereingekommen, den König Gustav Adolf in der Stadt Luthers zu begrüßen.

Anderen Tages gegen die zwölfte Stunde rief es durch die Straßen und Gassen der Stadt: „Er kommt!“ Schon war auch die gesamte Universität im Festschmuck erschienen, dem Einziehenden im Tor den Willkommen zu bieten.

Aus der Ferne vernahm man einen Reitermarsch, und in der Sonne sah man Harnische bliken. Hinter einem Fähnlein Dragoner ritt König Gustav Adolf auf feuerfarbenem Roß, die blaugelbe Feldbinde über die Brust, das Haupt bedeckt mit einem braunsamtenen Federhut. Und nun sah man den mit Augen, dessen Bild die Einbildungskraft sich schon gestaltet hatte. Und die Wirklichkeit entsprach dem Ideal: aus diesen großen blauen Augen blickte beides, der König und der Christ, auf diesem Antlitz lag ein wunderbares Leuchten, wie ein Schein von drüben herüber, und aus den deutschen Herzen kam ihm zweierlei entgegen: Ehrfurcht und Vertrauen.

Ein tausendstimmiges Virat Gustavus Adolphus brauste zu der Majestät hinauf, und er hörte es: das sind nicht Lippen, die da reden,



Gustav Adolf, König von Schweden.

das sind Herzen, die sich austun; und er dankte den Grüßenden, indem er freundlich lächelnd das Haupt entblößte.

Nun tat der Professor Hülsemann im Namen der Universität den Mund auf und ward mit seiner tiefbewegten Rede der Dolmetsch des allgemeinen Empfindens. Nachdem er aber geendet, da vernahm man nun auch die Stimme des, dessen Antlitz zu schauen man gewürdigt worden. Kurz nur war des Königs Rede, aber die Worte gingen allen durchs Herz, und auch den härtesten Männern standen Tränen in den Augen.

Langsam setzte sich nun der Zug in Bewegung nach dem Marktplatz, wo sich mittlerweile die beiden Kurfürsten mit ihrem Gefolge aufgestellt hatten, den zu empfangen, mit dem sie einen Bund geschlossen hatten wider den Kaiser. Beim Nahen des Königs stiegen sie von ihren Rossen, Gustav Adolf verließ gleichfalls den Sattel und umarmte beide Fürsten, zum Zeichen der geschlossenen Waffenbrüderschaft. Danach wandte er sich zu den Studenten, welche, die Degen senkend, einen weiten Kreis um ihn bildeten, und sprach: „Von Wittenberg ist das Licht zu uns gekommen; dieweil es aber wieder verdunkelt worden, so müssen wir nun kommen, es von neuem zu entzünden.“

Die drei gekrönten Häupter bestiegen nun die Rosse, und der Zug ging weiter zu der geweihten Stätte, die zu betreten den König Gustav Adolf herzlich verlangte: nach der Schloßkirche, zu der Gruft des Doktor Martinus.

Lautlose Stille lagerte sich über der Versammlung, als Gustav Adolf mit gefalteten Händen niederkniete an dem Stein, der des großen Gottesmannes sterbliche Hülle barg, ihm nach die beiden Kurfürsten und die ganze Versammlung. In Schauern der Andacht hielt alles den Atem an. Es war einem jeden, als schwebte ein Engel durch das Heiligtum, jedermann fühlte sich angeweht von Kräften der zukünftigen Welt, und jedes Herz betete für den frommen Väter: „Allmächtiger, behüte ihn, Allgütiger, segne ihn, Allbarmherziger, gib ihm zum Wollen das Vollbringen!“

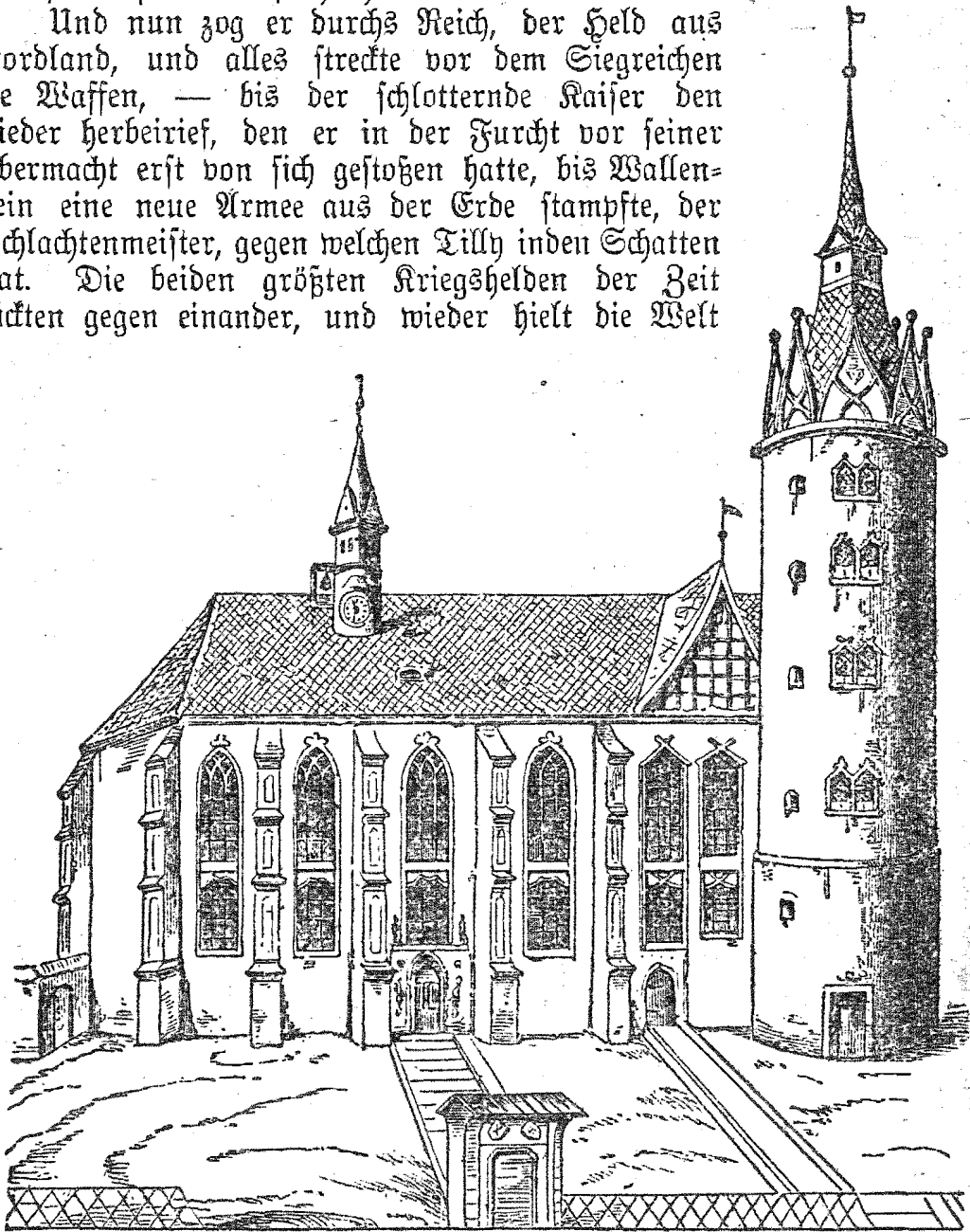
Auf dem Rückweg unterredete sich der König noch freundlich mit den Professoren Röber und Hülsemann, dann schmetterten die Trompeten, und weiter ging's gen Süden, zur großen, blutigen Entscheidung.

Bange Tage atemlosen Harrens folgten. Man wußte: unweit Leipzig hatte sich Gustav Adolf und sein Verbündeter, der sächsische Kurfürst, mit dem kaiserlichen Generalissimus getroffen, und die Welt sollte nun erfahren, wer der größere sei.

Da, am 18. September blähte sich auf dem Augusteum, dem Hauptgebäude der Universität, die Fahne, und die Glocken der Kirchen taten ihren Mund auf: der Löwe von Mitternacht hatte den Tiger bezwungen, Tilly, der Unbesiegte, lag besiegt am Boden, Magdeburg war gerächt. Und auf den Straßen lagen sich die Menschen in den

Armen, und in der Aula der Universität gab Professor Köber dem allgemeinen Herzempfinden Ausdruck: Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich.

Und nun zog er durchs Reich, der Held aus Nordland, und alles streckte vor dem Siegreichen die Waffen, — bis der schlotternde Kaiser den wieder herbeirief, den er in der Furcht vor seiner Übermacht erst von sich gestoßen hatte, bis Wallenstein eine neue Armee aus der Erde stampfte, der Schlachtenmeister, gegen welchen Tilly inden Schatten trat. Die beiden größten Kriegshelden der Zeit rückten gegen einander, und wieder hielt die Welt



Schloßkirche zu Wittenberg um 1500.

den Atem an: wer wird's gewinnen? Bei Lützen war's, da trafen sie sich, da rangen sie mit einander, bei Lützen sollten die Würfel fallen über Deutschlands Schicksal: entweder der Glaube oder der Aberglaube!

Und siehe, der Glaube gewann den Sieg, Gustav Adolf und sein herrliches Heer hatte das Feld behalten.

Aus allen evangelischen Herzen im Reich sang es zum Himmel hinauf: Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir! Aber die gefalteten Hände zitterten und die gesenkten Augen tränkten: Ach, daß du vom Himmel gefallen bist, du schöner Morgenstern! Gustav Adolf hatte den Sieg gewonnen und das Leben verloren. Und durch das ganze Reich hallte die Totenklage auf den Trümmern der vernichteten Hoffnung.

In Wittenberg trug die Schloßkirche das Trauergewand: Kanzel und Altar und die Wände des Hochchors hüllten sich in schwarzen Krepp. Totenstille lagerte auf der Stadt, obwohl es in den Straßen und Gassen von Menschen wogte. In dunklen Gewändern bewegte sich alles auf das Elstertor zu, da wartete man des, der kommen sollte. Man war so frohgemut gewesen und voll guter Hoffnung, seit man die Elbfeste in der Hand des siegreichen Königs wußte, und nun?

Düster war der Tag, die Welt eingehüllt in schwermütiges Novembergrau, das zu durchbrechen die Sonne sich vergebens mühte. In der Natur dieselbe Stimmung wie in den Herzen der Menschen.

Vom Augusteum her bewegte sich feierlich langsam ein Zug dem Tore zu: voran die beiden Bedelle, danach der Rektor und Senat der Universität mit der gesamten Professoren- und Studentenschaft, nachdem von Bratau aus gemeldet worden, daß der Leichenkondukt in Sicht sei. Und schon begannen von den Türmen der Stadt die Glocken zu wimmern, und ihre Stimme klang heiser in der dicken, schweren Luft.

Bald tauchte die Spitze des Leichenzuges auf: ein Fähnlein Dragoner, dann eine Anzahl hoher Offiziere, unmittelbar vor dem von vier schwarzen Rossen gezogenen Leichenwagen, dahinter abermals ein Zug Reifiger im Harnisch. Und die Mannen hielten alle das Haupt geneigt, und aus ihren Augen sprach hoffnungslose Trauer.

Der Rektor der Universität hatte sich auf eine kurze Anrede bereitet, aber die erschütternde Wucht des Augenblicks erstickte ihm das Wort im Munde. Er tat nur das Barett ab, und ihm nach entblößten sich die Häupter aller, dann reichten sich die Herren still dem Zuge an, der nun, umdrängt von dem zu beiden Seiten gestauten wehklagenden Volk durch das Elstertor in die Stadt eintrat und die Richtung auf die Schloßkirche nahm.

Und nun begegneten sich zwei große Tote: die beiden Streiter, die des Herrn Kriege geführt hatten, der eine mit dem Wort, der andere mit dem Schwert, der eine bauend, der andere schirmend. Der Tod hatte sie vereint, sie waren dahingerafft aus dem Lande der Lebendigen; und wie an Luthers Sarg die evangelische Christenheit geklagt hatte: „Ach, daß die Kinder Tränen genug in ihrem Haupte hätten, zu weinen um ihren lieben, lieben Vater,“ so stöhnte und ächzte es jetzt um die Leiche Gustav Adolfs: „Herr, hast du uns denn gar verlassen und verworfen? Soll es denn aus sein mit uns?“

Ja, waren sie denn tot? Luthers Gebein modert in der Erde, aber Luthers Geist, wirkt der nicht noch lebendig fort? Oder gab es auf Erden keine evangelische Christgemeinde mehr? — Und Gustav Adolf? Sollte das, was er errungen, wieder zerfallen? Sollte sein edles Blut umsonst geflossen sein? Konnte Gott das wollen? Beide waren doch gekommen in seinem Namen, erfüllt von seinem Geist, so mußten ja auch ihre Werke ihnen nachfolgen, mußten sie hinter sich einen langen Lichtstreifen von Segen dreinziehen. Martin Luther, schier ein Jahrhundert lag er in der Gruft, aber was er gebaut im Namen des Herrn, aufrecht stand es da, ein Bau zur Ehre Gottes. Und da nun der Bau drohete zu wanken, da erweckte der Herr seinen Gideon mit dem Herzen wie von Gold und mit dem Arm wie von Stahl, um zu beweisen, daß, wo die Noth am größten, Gottes Hilfe am nächsten sei. Und der nun zu ihm gesprochen hatte: Zieh aus, mein Knecht, und streite den heiligen Streit, der sprach dann auch seinerzeit zu ihm: Komm wieder, Menschenkind! du hast's vollbracht, es ist genug! Gottes Zeit aber ist die allerbeste Zeit. So demüthigt euch unter die gewaltige Hand Gottes, auf daß er euch erhöhe zu seiner Zeit. Kommt, laßt uns knien und anbeten den, der im Dunkeln wohnet! Sein Rath ist wunderbar und führet es alles herrlich hinaus.

Dies war der Inhalt der Rede, mit welcher der Senior der theologischen Fakultät in der Schloßkirche zu Wittenberg den königlichen Leichnam segnete zur Weiterfahrt in seine nordische Heimat, das der Trost, womit der Glaube die Verzagttheit tröstete.

Freilich ward den Gemüthern um Trost abermals bange, als man schon wußte, daß Gustav Adolfs Ende nicht auch das Ende des Krieges bedeutete, daß vielmehr das Blut weiter floß im Reich von Jahr zu Jahr und des Krieges Greuel immer größer wurden, je mehr die Heere zu Räuber- und Mordbrennerbanden entarteten und die Menschlichkeit aus der Welt verschwand.

Tränenbrot war's, was da auch zu Wittenberg die Herren Professoren in den gelichteten Hörsälen und beim Anblick der verrohten akademischen Jugend essen mußten.

Es gibt aber einen alten Spruch:

Krieg und Brand

Segnet Gott mit milder Hand,

und daß dieser seine Wahrheit habe, das sollten die beiden sächsischen Universitäten Wittenberg und Jena erfahren. Die gemeinsame Noth barg in sich den Segen, daß die Feinde mehr und mehr zu Freunden wurden. Die seitherigen Reibereien wurden vergessen, man lernte sich der kleinlichen Nebenbuhlerei schämen, um höhere Zwecke zu verfolgen, um mitten in der Noth der Zeit, oftmals hart ringend um des Lebens Nahrung und Nothdurft, mit einander zu wettsitzen in der Pflege ernster Wissenschaft. Und zum Erstaunen war's, wie gerade in der Wüste Blumen von seltener Schöne erblühten, wie diese fürchterliche

Wandalenzeit doch nicht imstande war, alles geistige Leben zu erdroffeln, wie vielmehr hier und da geistige und sittliche Größen riesengroß aus der verkommenen Menge herausragten, gleichsam Weissagungen auf eine kommende bessere Zeit.

Um nicht zu reden von dem schon erwähnten Paul Gerhardt und anderen Sängern des Heiligtums wie Martin Rindart, Georg Neumark, Johann Olearius — auch auf dem Ratheder saßen Männer voll Geist und Kraft, Leuchten der Wissenschaft und Herolde ritterlichen Sinns. Zumal in Wittenberg. Da lehrte ein Abraham Calov, der geharnischte Mann, der Ritter ohne Furcht und Tadel, zu dessen Füßen nach dem Krieg bis zu 200 Hörer saßen und unter dessen Einfluß die Zahl der jährlichen Eintragungen wieder bis auf 600 stieg — eine wahrhaft eiserne Natur, der nicht einen Tag der strengsten wissenschaftlichen Arbeit müde ward und ungebrochen seiner Amtspflicht oblag, mochten ihn auch die schwersten Schicksalsschläge treffen, mochte auch der Vereinsamende die Särge von fünf Gattinnen und dreizehn Kindern aus seinem Hause schwanken sehen. Vor ihm hatte an der Wittenberger Hochschule Johann Hülsemann gegläntzt, an Gelehrsamkeit ihn noch schier überragend; neben ihm standen Andreas Quenstedt und andere wädrere Kämpen, nicht allein in der Wissenschaft ihren Mann stehend, sondern auch durch ihren Charakter und Wandel leuchtend als helle Punkte in der Zeit der allgemeinen sittlichen Verwilderung. —

Aber die Sache hatte doch einen Haken. Wittenberg war eine Hochburg und Leuchtturm der Wissenschaft in der Barbarei der Zeit, aber die Theologie, die jetzt hier betrieben ward — sie nannte sich wohl mit Nachdruck die lutherische, aber wo war Luthers Geist? Der Genius des großen Mannes sah sich eingeschnürt in die Zwangsjacke einer engherzigen Buchstäbelei, die ihre Größe darin suchte, Begriffe zu spalten, Silben zu stechen und Formeln zu schmieden, auf den Buchstaben zu schwören und jede Abweichung von der orthodoxen Lehre rücksichtslos zu verdammen.

Und nun mußte es zum Unglück dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg einfallen, in dem durch den Westfälischen Frieden ihm zugefallenen Erzstift Magdeburg, nicht gar weit ab von Wittenberg, in Halle an der Saale anno 1694 eine Hochschule zu errichten, auf der ein anderer Geist herrschte, nicht der Geist Abraham Calovs, sondern August Hermann Franckes, nicht ein kalter, sondern ein warmer, nicht ein engbrüstiger, sondern ein weitherziger, nicht ein fanatischer, sondern ein toleranter, in ungefärbte Liebe getauchter. Erwartete man in Wittenberg alles Heil von dem richtigen Glauben, so drang man in Halle auf den rechten Glauben, der seinen Urfsitz nicht im Kopf hat, sondern im Herzen.

Was war die Folge? In Wittenberg bekam man immer mehr Platz, und in Halle ward's zu eng — ein Ubelstand, der den sächsischen Kurfürsten schließlich veranlaßte, an seine Untertanen ein

strenges Gebot ausgehen zu lassen gegen den Besuch der kurbrandenburgischen Universität, was jedoch zu seinem größten Verdruss nur wenig Nachachtung fand. Und die Spannung zwischen Wittenberg und Halle ward so straff, daß die Boten, welche im Jahr 1702 zur 200jährigen Jubelfeier der Elb-Universität die Einladungsschreiben an die umliegenden Hochschulen abgaben, an Halle vorübergingen. Halle und Wittenberg, das war ein Gegensatz geworden wie Hund und Kage. —

War nun aber dieses Fest nicht ohne einen störenden Mißklang verlaufen, so sollte es fünfzehn Jahre später eine desto harmonischere und ungleich glänzendere Jubelfeier geben, die freilich nicht Wittenberg allein betraf, sondern die ganze evangelische Christenheit: den Tag der Erinnerung an die vor 200 Jahren geschehene Tat Martin Luthers zur Erlösung der Kirche Christi aus der babylonischen Gefangenschaft des Papsttums. Und wenn nun da allerorten die Dankaltäre rauchten, so bekam der Herr des Himmels und der Erden das Hohelied dankfroher Anbetung zu hören an der Geburtsstätte der Reformation. Die Geister der Reformatoren mußten aus ihren Gräbern wiedererstanden sein, so fühlten sich die Gemüter der Bürger von Wittenberg über sich selbst hinausgehoben in feiernder Andacht, so herzinbrünstig und himmelanstürmend klang das „Herr Gott, dich loben wir“ der Wittenberger Gemeinde, die sich um die Universität als ihren geistigen Mittelpunkt gesammelt hatte. Denn von der Universität war naturgemäß die ganze Feier eingeleitet und geordnet worden.

Am 30. Oktober begann die Vorfeier, zuerst in der Schule und sodann in der Pfarrkirche, wo Doktor Haferung, Professor der Theologie und Archidiaconus an der Stadtkirche eine Predigt hielt über Offenbarung Johannis 3, 11: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.“

Früh am Morgen erhoben sich anderen Tags die Bürger von ihrem Lager, da es noch stockfinster war, und taten ihre Feierkleider an. Sie wollten sich von dem Feste nichts entgehen lassen, wollten sehen, wie sich die von Rats wegen mit hundert Lichtern erleuchteten Türme der Stadtkirche ausnehmen würden, und den aus der Höhe herniederschwebenden Choral der Stadtzinkenisten anhören.

Eine Stunde später, morgens 4 Uhr, wurden alle Glocken gezogen, bis zu der fünften Stunde. Nun hatte die Menge zu harren, bis die Vorfeier des Festes seitens der Universität im Innern des Augusteums zu Ende gekommen war.

Halb 7 Uhr erschien alsdann der stattliche, farbenschillernde Zug der akademischen Gemeinde, angeführt von einer ansehnlichen Zahl vornehmer Gäste, und bewegte sich unter dem Geläut der Glocken nach der Schloßkirche, welche sich bereits, soweit Raum übrig war, mit dem Volk gefüllt hatte. Und nun intonierte die Orgel im Verein mit den Posaunenbläsern den Choral: Allein Gott in der Höh' sei Ehr, bis die letzten Enden der Prozession herein waren, worauf nach

einem musikbegleiteten Chorgesang der Professor Doktor Wernsdorf die Kanzel bestieg zur Jubelpredigt. Auf Grund des Sonntags-evangeliums vom Zinsgrofchen gab er seiner Rede die Überschrift: „Eine auf das christ-lutherische Jubelfest geschlagene Schaumünze, oder: ein evangelischer Jubelgrofchen mit angehängter Frage: Was ist das Bild und die Überschrift?“ Und mit feinsinniger, glühender Beredsamkeit erklärte nun der Prediger die beiden Seiten der Münze: auf der einen Seite den Doktor Martin Luther, die offene Bibel in der Hand, mit der Überschrift: Wir wissen, daß du wahrhaftig bist



Das Augusteum (Auditoriengebäude der Hochschule Wittenberg).
Links im Hintergrunde das Lutherhaus.

und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach niemand, denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen; auf der anderen Seite zeigte er einen aufrichtigen lutherischen Christen, der auf einen mit Krone und Zepter geschmückten Tisch einen Grofchen legt, mit der anderen Hand aber sein Herz auf dem Altar opfert und spricht: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist.

Die Antwort der andachttrunkenen Gemeinde auf diese geistgesalbte, gewaltige Predigt war ein brausendes Ledeum, und der Gottesdienst schloß dann mit dem Lied: Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ.

Dem religiösen Feierbedürfnis war aber damit noch nicht genug getan, noch lange nicht. In derselben Ordnung begab sich der Festzug

geradeswegs nach der Stadtkirche zu neuem Gottesdienst, wieder reich liturgisch und musikalisch ausgestaltet und gipfelnd in einer hochbedeutsamen Predigt des Professors Schröder über Offenbarung Johannis 14, 6, worin er den Doktor Luther pries als den mitten durch den Kirchenhimmel fliegenden Engel mit dem ewigen Evangelium.

Am Nachmittag riefen die Glocken abermals zur Anbetung in der Pfarrkirche, um auch denen, die am Vormittag keinen Raum gefunden, einen Anteil an dem Fest zu gönnen, denn es waren auch viele von ferne gekommen anzubeten an der geweihten Stätte, da die Männer Gottes schliefen.

Aber auch die beiden folgenden Tage wurden noch mit gottesdienstlichen Feiern gefüllt, abermals unter großem Zudrang des Volks, das nicht genug hören konnte. Und es läutete in beiden Kirchen, am Morgen und am Abend.

Am 4. November folgte dann die innere akademische Feier im größten Hörsaal des Augusteums, bestehend aus der Lizentiatenführung. Am 5. begab sich die gesamte Professorenschaft zu Wagen nach der Schloßkirche zu den feierlichen Doktorpromotionen, wobei wieder Gemeindegesang und Kirchenmusik den schönen Rahmen bildete.

Doch auch damit waren die festlichen Tage noch nicht vorüber. Bis zum 13. November spannen sich noch akademische Vorgänge hin, und die bürgerliche Gemeinde nahm auch auf ihre Weise noch hier und da teil an der allgemeinen Freude, ohne daß irgendein Mißklang die Harmonie der gottgeweihten Tage getrübt hätte.

Die Chronik erzählte den Wittenbergern von dem Fest, das vor hundert Jahren begangen worden, und man hatte dabei den Eindruck: so herrlich es auch damals zugegangen war in Luthers Stadt, der Glanz dieser erstmaligen Zentenarfeier erblich vor der Klarheit der zweiten.

Lange noch zehrte man in Wittenberg von der Erinnerung an diese Tage voll Licht und Glanz, voll Weihe und Segen, ohne daß man ahnen konnte, daß für die Universität Tage des Schreckens kommen würden, in denen der Name derselben gar zu erleichen drohte: als es nämlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wieder mit dem Säbel zu rasseln begann und der Krieg, der sich durch sieben Jahre hinziehen sollte, den Mäusen den Atem benahm.

Wittenberg nahm zuerst teil an der allgemeinen Not, die der Krieg mit sich brachte, bis dann im Jahre 1760 noch eine Extraangst und Trübsal über die Stadt kam, indem die Reichsarmee gegen die Feste anrückte, sie belagerte und an allen Orten ängstete. Es war jenes böse Jahr, wo der große Preußenkönig, von Feinden ringsumher umstellt, in die gefährlichste Lage kam. Während die Österreicher und Russen ihn in Schlesien festhielten, brach hinter seinem Rücken die Reichsarmee in Sachsen ein, um wohlfeilen Kaufs die Schmach von Rossbach abzuwischen. Im ganzen Saalkreis machten sich die Württem-

berger ein Vergnügen daraus, auf pandurisch zu haufen, zu sengen und zu brennen, zu morden und zu demolieren. Und auch Kursachsen bekam die ungebetenen Gäste zu genießen. Die Feste Torgau mußte sich ergeben, und bald war auch Wittenberg umzingelt. Die Feuer-
schlünde begannen zu brüllen, die Wälle und Mauern bekamen Wunde auf Wunde, von der Schloßkirche stürzte der Giebel ein, und im Augusteum pfiß der Wind durch das durchlöchernte Dach. Glücklicherweise währte die Not nicht gar lange: König Friedrich eilte von Schlesien herbei und segte durch seinen glänzenden Sieg bei Torgau die wilden Horden der Reichsvölker wie Spreu von bannen.

Doch dauerte es noch eine gute Weile, ehe die versprengten Musen-
söhne sich wieder nach Wittenberg fanden und die Professoren aus dem unfreiwilligen Müßiggang erlösten. Die Hochschule hielt sich über Wasser, und als die Hubertusbürger Friedensboten anno 1763 durch das Land bliesen: „All Fehd' hat nun ein Ende“, da konnte auch die Universität Wittenberg mit ihrem Lehrkörper und einer Korona von Studenten in der Stadtkirche das Te Deum mitsingen. Die Schloß-
kirche, das akademische Gotteshaus, war zu diesem Zweck noch nicht zu brauchen: erst sieben Jahre später war es aus seiner Zerstörung wieder hergestellt.

IV.

Der dreißigjährige und der siebenjährige Krieg hatten der Universität Wittenberg schwere Wunden geschlagen. So wäre ihr für die Folgezeit wohl Schonung zu vergönnen gewesen. Doch sollte ihre Passionszeit noch nicht zu Ende sein, ja sie sollte sich auf noch Schlimmeres gefaßt machen.

Zunächst freilich sollte es mit ihr erst noch einmal aufwärts gehen. An ihrem Himmel stieg ein Stern empor, der die Augen von neuem auf sie richtete: der Mann, der als der erste deutsche Kanzelredner gefeiert ward, für mustergültig geachtet und von unzähligen nachgeahmt, Doktor Franz Volkmar Reinhardt, er saß zu Anfang seiner Laufbahn, ehe er an die Spitze der kursächsischen Geistlichkeit nach Dresden berufen ward, in Wittenberg auf dem Ratheder. Wie ein lehtes schönes Abendrot leuchtete diese Zeit seines akademischen Wirkens an dem Himmel Wittenbergs, und als das Abendrot erloschen war, dann kam die Nacht.

Der Boden Europas erdröhnte unter den Tritten der Napoleonischen Armee. Osterreich lag am Boden — nun sollte Preußen und überhaupt das Deutsche Reich an die Reihe kommen.

Nach Wittenberg drang im Oktober 1806 die Schreckenszeitung: die Armee Friedrichs des Großen ist bei Jena vernichtet und die Hauptmacht des Siegers wälzt sich nordwärts auf Berlin zu!

„Wir bekommen französichen Besuch,“ sagte dumpf der Kommandant

von Wittenberg zu dem Bürgermeister, der mit ihm auf dem Wall zusammenstieß. „Die strategische Lage unserer Festung ist zu wichtig, als daß Napoleon sich diesen Stützpunkt sollte entgehen lassen.“

Und es kam auch so, eher, als man es vermutet hatte. Vor den Wällen Wittenbergs erschienen die französischen Regimenter, und es bedurfte keines Sturms, die schwach bewehrte Feste zu übermannen.

Im Umsehen war der Feind in der Stadt und richtete sich ein, als sollte es ein längeres Verbleiben geben. Der Hauptteil der Armee zwar zog weiter, aber was Napoleon mit der Zurücklassung der Mannschaft im Sinn hatte, das war kein Geheimnis mehr: die Stadt sollte zu einer Festung ersten Ranges ausgebaut werden.

Ob das eine Ehre war und Grund zur Freude?

Für die Universität am allertwenigsten. Wo Mars gebeut, da hat Apoll zu schweigen. Die Zahl der Studenten ging herunter bis auf 400, und die da blieben, kamen vor dem Lärm und der Unruhe der Bauarbeiten nicht viel zum Arbeiten. Und sollte man sich denn geschmeichelt fühlen, wenn der französische Kommandant im Blick auf die erhöhten Wälle der Bürgerschaft pathetisch zurief: „Seid getrost und danket Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, daß er euch ein Bollwerk schafft, das kein Feind mehr brechen kann“? Wenn Wittenberg eine Festung ersten Ranges geworden war, mußte sie dann nicht in jedem folgenden Krieg die Armeen anziehen, um das Kleinod zu gewinnen?

Und so sollte es auch werden.

Zunächst zwar hatte man noch etliche Jahre einigermaßen Ruhe, aber im Jahre 1812, als Napoleon gegen Rußland aufbrach, was bekam da die Stadt auszustehen von den Durchmärschen der massenhaften Truppen, die sich durch Höflichkeit und Bescheidenheit nicht gerade auszeichneten!

Ungleich schlimmer aber ward es noch, als die geschlagene große Armee wiederkehrte und mit ihren traurigen Trümmern auch Wittenberg bedeckte. War vorher schon die Universitätskirche in ein Heu- und Strohmagazin und der größte der akademischen Hörsäle in einen Pferdestall gewandelt worden, so wiederholte sich das nun, und auch die Privatwohnungen der Professoren bekamen französischen Besuch, der sich so breit machte, daß die Hausbewohner sich in die Winkel drücken mußten.

Von der Landesregierung in Dresden kam zwar der gemessene Befehl, die Universitätsgebäude bei Strafe von 300 Talern unangetastet zu lassen, aber der französische Marschall Viktor hatte für diese Drohung nur ein höhnisches Lächeln, und im übrigen war seine Antwort diese, daß er die Befestigung der Stadt, die im Jahr 1810 eingestellt worden war, nunmehr mit fieberhaftem Eifer ihrer Vollendung entgegenführte.

Was man dann gefürchtet, traf ein. Schon um die Mitte März 1813 zeigten sich Kosakenwärme vor der Festung, die Vortruppen

der gegen Napoleon verbündeten Armeen. Massenhaft verließen die Studenten, wenn überhaupt von Massen noch die Rede sein konnte, Wittenberg. Was noch zurückgeblieben war, nahm seine Zeit wohl wahr, indem die Professoren in rührendem Pflichteifer sich bemühten, durch Verdoppelung und Verdreifachung der Vorlesungen die Aufgaben des Semesters noch zu Ende zu bringen. Dann folgten auch die Lehrer den fliehenden Schülern, bis auf wenige Ortsangesehene und Eingeborene, als die kriegerischen Ereignisse sich immer bedrohlicher gestalteten, indem die verbündeten Preußen und Russen sich zur regelrechten Belagerung der Festung schickten.

Nun sah es in der Stadt bald grauenhaft aus. In die Mauern der Schloßkirche, die, wie erzählt, schon jahrelang als Heumagazin gedient hatte, waren Schießscharten geschlagen, und die Kanonenkugeln, die von hier aus in das Lager schlugen, veranlaßten den Feind, dieses Bollwerk als vornehmliches Angriffsobjekt ins Auge zu fassen, so daß nun der Greuel der Verwüstung an dieser heiligen Stätte von Tag zu Tag sich mehrte. Die akademischen Gebäude, das Augusteum und das Fridericianum, denen die feindlichen Geschosse auch übel mitgespielt hatten, mußten jetzt noch eingehender als zuvor den Zwecken des Krieges dienen: an Stelle der Bänke standen in den Hörsälen Betten in Reihen, und durch dieselben hin schritten die Ärzte, die Verwundeten zu verbinden.

Da hieß es am 4. Juni, nachdem die Schlacht bei Bautzen geschlagen worden war: Waffenstillstand. Aber von einer Rückkehr der Professoren und Studenten war keine Rede. Man traute dem Frieden nicht, um so weniger, als man erfahren hatte, daß seit der persönlichen Anwesenheit Napoleons in Wittenberg die Verwüstung der akademischen Gebäulichkeiten noch größere Fortschritte gemacht hätte.

Von der Landesregierung in Dresden kam der Befehl, die Universitätsbibliothek zu verpacken und nach Dresden zu retten. Befehlen ließ sich das schon, aber wie es ausführen unter den Argusaugen der französischen Besatzung, die seit des Kaisers Besuch mit den Bürgern und zumal mit den Professoren noch übler umging? Jedenfalls mußte die Sache in die größte Heimlichkeit gehüllt werden.

Es war der junge Lizentiat M. Gerlach, der erste Kustos der Universitätsbibliothek, dem die gefährliche Aufgabe zugeschoben ward, das Juwel der Hochschule, die Quelle der Wissenschaft und Weisheit vor dem Vandalismus des Kriegsvolks oder der drohenden Einäscherung an einen sicheren Ort zu retten.

Im Schleier der Nacht war er mit einer Anzahl kräftiger Arbeiter tätig, die Bücher in 333 Kisten zu verpacken. Ausgestellte Wachtposten sorgten dann für die nötige Sicherheit, um diese Kisten nächtlicherweile nach den zwei vor Anker liegenden Elbfähnen zu schaffen. Den Geängsteten kam die Witterung zu Hilfe: die Nächte waren dunkel, und von Zeit zu Zeit ging ein Regen nieder. So gelang das Werk, und Gerlach wischte sich den Schweiß von der

Stirn und atmete dankbar auf, als die letzte Kiste verpackt untergebracht war und die Anker gelichtet werden konnten.

Wie Diebe schlichen die beiden Rähne durch die Nacht dahin.

Sedoch von Wittenberg bis Dresden war's ein gutes Ende Wegs, und was konnte bis dahin alles passieren! Überall galt es, französischen Truppen zu entgehen. Am zweiten Tag wurden die Rähne von französischem Fußvolk angehalten. Die Herren hatten wohl andere Beute vermutet, so waren sie von der Erklärung Gerlachs just nicht erbaut und begannen ihn mit Flüssen zu bombardieren. In seltener Geistesgegenwart schlug der des Französischen mächtige Gerlach den Ton des Humors an und mußte auch in seine Rede ein Körnlein Schmeichelei für die „grande nation“ zu mischen; so gewann er schließlich das Spiel und segelte weiter.

Der einen Gefahr war er entronnen, aber aufatmen konnte er noch nicht. Je weiter er kam, desto mehr roch's nach Pulver, und schließlich vernahm er fernen Kanonendonner. Von einem vorüberreitenden Landmann erfuhr er: „Bei Dresden wüthet eine Schlacht.“

Was nun anfangen? Ans Ziel zu kommen war keine Möglichkeit; also still halten und Anker werfen.

Plötzlich stand, wie aus dem Boden gewachsen, eine Abteilung französischer Grenadiere am Ufer. Der Offizier gab Befehl, den angehängten Rachen zu lösen, und erschien dann mit etlichen seiner Leute an Bord des vorderen Elbfahns.

„Was führen Sie?“ herrschte er den Vizentiaten an. — „Bücher.“

„Herr, wollen Sie sich einen schlechten Scherz mit mir erlauben? Zwei Rähne voll Bücher?“

„Es ist die Bibliothek der Universität Wittenberg, die in der Festung nicht sicher genug ist und nach Dresden geborgen werden soll. Wollen sich der Herr Kapitän überzeugen?“ — „Allerdings!“

Man stieg in den Bauch des Schiffes hinab, und zwei Arbeiter hatten eben eine Kiste halb geöffnet, da erhob sich draußen ein plötzlicher Tumult. Eine Abteilung Kosaken raste herbei und war alsbald mit den Franzosen handgemein. Der Kampf war nur kurz und endete mit der Flucht der Franzosen.

Der Schatz der Wittenberger Universität war zum zweitenmal gerettet.

Aber was nun? Bis nach Dresden durchzudringen war ja nicht die geringste Aussicht. Aber Gerlach hatte noch während des Gefechtes seinen Plan fertig. In der Nähe lag das Rittergut Sausiedlitz. Dorthin mußte die Bibliothek geflüchtet werden. Es gelang ihm, eine genügende Anzahl Arbeiter zusammenzubringen, die bewältigten im Schweiß ihres Angesichts das große Werk, die Überführung nach dem Landgut, in dessen weiten Kellerräumen dann die 333 Kisten einen Unterschlupf fanden.

Nach getaner Arbeit zur Elbe zurückkehrend fand Gerlach seine beiden Rähne zerstört und vernahm von einem Bauernjungen, Franzosen seien es gewesen. —

Die Wittenberger Universitätsbibliothek war gerettet, aber die Universität selbst, wie sah's mit der aus? Ihr Haus war eine Ruine geworden, ja, aber — die Lehrkörperschaft war ja noch da, wenn auch in alle Winde zerstreut. Und die Zerstreuten suchten wieder Fühlung mit einander, um zu beratschlagen, was zu tun sei.

Etliche hatten den letzten Rest von Mut verloren, die Mehrzahl aber stand einmütig zusammen: die Stiftung Friedrichs des Weisen untergehen zu lassen heiße den Glauben verleugnen.

Darüber allerdings war man einig: an die Stadt Wittenberg als Stätte der Weiterexistenz ist vor der Hand nicht zu denken, also ist eine Verlegung notwendig.

Wohin aber? Man schlug diese und jene kursächsische Stadt vor: Freiberg, Meißen, Dresden, kam aber davon wieder ab: alle diese Orte waren zu sehr dem Kriege ausgesetzt. Den Vorzug verdiente in diesem Fall unbedingt ein kleiner, stiller, weltferner Ort. Und den fand man schließlich in Schmiedeberg an der Elbe, etwa drei Meilen von Wittenberg entfernt, in der Mitte zwischen Wittenberg und Torgau.

Man konnte sich dabei eines wehmütigen Lächelns nicht erwehren. Schmiedeberg Universitätsstadt?! Aber man machte Ernst und schaffte alles zu dem akademischen Gemeinweisen Gehörige hinaus mit Ausnahme der Bibliothek, die vorläufig in ihrer stillen Kellerruhe nicht gestört werden durfte.

Langsam fanden sich die Professoren aus der Zerstreuung in dem verborgenen Elbwinkel zusammen, dazu auch die akademischen Beamten, sogar die beiden Bedelle. Und nun kam die Maschinerie wieder in Gang. Aber sie glich einer Windmühle, an der sich die Ruten drehen und die Räder klappern, aber es ist kein Korn darin zum Mahlen. Wie eine Maskerade und Mummenschanz sah es aus, als beim Beginn des neuen Semesters die Wahl des Rektor magnificus in Szene gesetzt ward. Sie ward in aller Form vollzogen, aber es war eben nur eine leere Form: der Rektor hatte nichts zu regieren, sein Recht und seine Gewalt standen nur auf dem Papier. Unter den Professoren ging die Kapsel herum wie in Wittenberg, und die Herren machten ihren Empfangsvermerk, das war alles. Vorlesungen wurden nicht gehalten, denn erstens gab es keine Hörsäle und zweitens keine Hörer. Es waren wohl einige Studenten da, aber das waren nur Juristen, die sich aufs Examen vorbereiteten. Auch hätten es die Herren Professoren zum guten Teil recht weit gehabt zum Kolleg: sie hatten sich, da sich in der kleinen Landstadt keine geeigneten Wohnungen vorfinden wollten, in den umliegenden Dörfern bei den Bauern einquartieren müssen. Auch hatte der geistige Verkehr mit der Außenwelt hier seine Schwierigkeit: bis zu einer Postanstalt hatte sich das Städtlein noch nicht aufgeschwungen, und wer einen Brief ausgehen lassen wollte, mußte sich nach der nächsten Stadt Preßsch bemühen.

Und dieses beschauliche Stilleben, erträglich allein durch die Hoffnung auf eine günstige Zukunftswendung durch den Sieg der deutschen Waffen, zog sich länger hin, als man erwartet hatte, viel länger. Am 13. Januar 1814 war Wittenberg von den Preußen mit Sturm genommen, aber an eine Übersiedelung war begreiflicherweise auch da noch nicht zu denken gewesen: die vollständige Wüste, zu der die Stadt geworden war, war keine Pflanzstätte für die Wissenschaft, am allerwenigsten für eine Hochschule, die sich erst wieder aus den Trümmern emporarbeiten mußte.

So saß man denn in der Verbannung von Schmiedeberg bis hinein in das Jahr 1815. Inzwischen waren auf der Landkarte von Deutschland bedeutende Verschiebungen vor sich gegangen. Durch den Wiener Kongreß war von Kursachsen, dem Königreich von Napoleons Gnaden, dasjenige Stück, welches Wittenberg enthielt, abgerissen und dem Haus Hohenzollern zugeteilt worden. So hatte man jetzt nicht mehr mit Dresden zu verhandeln, sondern mit Berlin. Das brachte zunächst eine Verzögerung der ganzen Angelegenheit, und es galt eine harte Geduldsprobe, bis es dahin kam, daß König Friedrich Wilhelm III. über das Schicksal der Universität Wittenberg eine Entscheidung traf. Und diese Entscheidung lautete: Die Universität Wittenberg existiert weiter. Da jedoch zwei Hochschulen in einer Provinz zu viel sein würden, so soll die ältere Universität Wittenberg mit der jüngeren in Halle vereinigt werden.

Das war ja nun wohl ganz schön, aber es stand zunächst nur auf dem Papier. König Friedrich Wilhelm hatte den Kopf erst noch voll von anderen, größeren Sorgen. Abgesehen davon, daß die Auswurzelung eines 300 Jahre alten Lehrinstituts aus seinem mütterlichen Boden und seine Einwurzelung an einem anderen Ort ihre besonderen Schwierigkeiten bot, so hatte auch der aus tausend Wunden blutende preußische Staat erst noch mit sich selbst genug zu tun, um wieder zu Kräften und in Ordnung zu kommen. Zum Überfluß aber brach ja der auf der Insel Elba eingesperrte Löwe aus seinem Käfig aus und fing den alten Tanz von neuem an, also daß von frischem die Schwerter geschliffen und Kugeln gegossen werden mußten, um ins Feld zu rücken zu neuem Entscheidungskampf. So blieb also die Wittenberger akademische Lehrkörperschaft von neuem aufs Warten gesetzt, ja sie geriet in die größte Sorge um die Universität und die Sicherheit ihrer Stiftungsfonds, sowie auch um ihr persönliches Schicksal.

Was hatte man doch seit Ostern 1813 alles zu sehen und zu schmecken bekommen! Die Universitätsdörfer waren verbrannt und konnten nichts mehr liefern, die Einkünfte der Universität stockten, Kollegiengelder gab's auch nicht, da keine Studenten da waren. Und zu verwundern war's auch nicht, daß der Lehrkörper sich immer mehr verkleinerte: wer anderwärts unterkommen konnte, empfahl sich aus dem elenden Schmiedeberg und landete in einem schöneren Hafen. So

hatte es das Ansehen, als wankte die Universität Wittenberg der Zerbröcklung und Selbstauflösung entgegen, trotz der papiernen Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms III.

Doch da kam in der letzten Stunde noch die Rettung. In Berlin wurde an die Sache mit größerem Ernst herangegangen, nachdem man politisch die Ellenbogen wieder frei bekommen hatte. Einzelne der Professoren durften, ihrem ausgesprochenen Wunsch gemäß, schon jetzt nach Halle übersiedeln, mußten freilich sehen, wie sie sich mit den paar hundert Talern, die ihnen von Berlin zugingen, durchschlugen. Es war damit ein Anfang der Umpflanzung gemacht, aber auch jetzt noch galt es eine harte Geduldsprobe: noch schier zwei Jahre leierte es hin, bis die endliche Erlösung kam und an dem Tage, wo die evangelische Christenheit das 300jährige Jubelfest der Reformation beging, am 31. Oktober 1817, die Vereinigung der beiden Universitäten zustande kam.

Das altersschwache Wittenberg legte sich dem jüngeren, lebenskräftigeren Halle in die Arme, nicht, um in dieser Umarmung zu ersticken und den Geist aufzugeben, sondern um den Rest seiner Kraft mit der preussischen Schwesteranstalt zu vereinen und weiter zu leben bis auf den heutigen Tag unter dem Namen

Halle-Wittenberg.



Die Universität Halle-Wittenberg zu Halle.

Mit dem vorliegenden Hefte läßt der Verein für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen die erste der vollstündlich geschriebenen Arbeiten erscheinen, durch deren Herausgabe er das Interesse für die kirchengeschichtliche Entwicklung aller Teile unserer Provinz in den weitesten Kreisen der evangelischen Bevölkerung derselben fördern will. Er bittet seine Freunde, sich die Verbreitung dieses Heftes und aller seiner anderen in Zukunft erscheinenden Volkschriften angelegen sein zu lassen, damit die Absicht, welche mit der Herausgabe dieser Schriften verfolgt wird, erreicht werde. Besonders empfiehlt es sich, diese Hefte für Volks- und Schülerbüchereien zu erwerben, in kirchlichen Versammlungen zu verkaufen und bei gegebenen Gelegenheiten an Schüler als kleine Prämien zu verteilen.

Die Zeitschrift des Vereins, die in jährlich zwei Heften zu je 8—10 Bogen wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der kirchengeschichtlichen Forschung bringt und, wie die auf der letzten Seite dieses Umschlages gegebene Übersicht über den Inhalt der bisher erschienenen 5 Hefte zeigt, dabei alle Teile unserer Provinz zu berücksichtigen bestrebt ist, empfehlen wir in noch größerem Maße, als dies bisher geschieht, für die Pfarrbibliotheken halten zu wollen. Wir weisen auf die Verfügung des Königlichen Konsistoriums der Provinz vom 4. Juni 1904 (Amtl. Mitteilungen 1904 S. 61) hin, durch welche die Erwerbung der Mitgliedschaft des Vereins den Kirchengemeinden empfohlen wird und ausdrücklich bemerkt ist, daß von Aussichtswegen keine Bedenken dagegen zu erheben sind, daß der Mitgliederbeitrag aus der Kirchentasse bewilligt wird; in Fällen, wo das Patronat lastenpflichtig ist und die Deckung des Beitrags nicht durch Umlage erfolgt, selbstverständlich nur mit Genehmigung des Patronats.

Für die, welche die Mitgliedschaft des Vereins für sich oder eine Kirchengemeinde zu erwerben wünschen, teilen wir hier unten die drei ersten Paragraphen der Vereinsstatuten mit und bemerken zugleich, daß den neu eintretenden Mitgliedern auf Wunsch die Hefte der früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift, soweit der Vorrat reicht, der Jahrgang zu 2.50 Mk. nachgeliefert werden. Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an die Herren Sup. Müller-Calbe (Milde) oder Pfr. Radlach-Gatersleben zu richten.

Der Vorstand.

Satzungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen.

§ 1.

Der Verein für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen, welcher seinen Sitz in Magdeburg hat, bezweckt die Erforschung, Erhaltung und Sammlung, sowie die Veröffentlichung und Bearbeitung aller auf die Kirchengeschichte der Provinz Sachsen bezüglichen Urkunden und Nachrichten und ihre Verwertung für die einzelnen Kirchengemeinden.

§ 2.

Der Erreichung dieses Zwecks dient die Herausgabe einer Vereinszeitschrift und vollstündlich geschriebener Hefte, welche den Mitgliedern des Vereins unentgeltlich geliefert werden, und die Errichtung einer Provinzialkirchenbibliothek, deren Benutzung den Mitgliedern des Vereins unentgeltlich zusteht.

§ 3.

Mitglieder des Vereins sind alle diejenigen Personen oder Körperschaften, die sich zu einem Jahresbeitrage von drei Mark verpflichten.

EV. PRED. SEM.
Bibliothek

Inhalt der bisher erschienenen Hefte der Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen.

Kommissionsverlag der Evangel. Buchhandlung Ernst Holtermann-Magdeburg.

I. Jahrgang, Heft 1 und 2.

Gründung, Satzung und Geschäftsordnung des Vereins. — Dr. Ausfeld, Bedeutung und Verwertung der lokalen Kirchengeschichte für die Kirchengeschichte und für die allgemeine Geschichte. — Pastor Dr. Büchting, Die lokale Kirchengeschichte in ihrer Bedeutung und Verwertung für die Gemeinde. — Prediger Arndt, Wert der lokalen Kirchengeschichte für den Pfarrer. — Dr. G. Liebe, Die Ausbildung des Geistlichen im Herzogtum Magdeburg bis zur Kirchenordnung von 1739. — Sup. Nebelsied, Reformationsgeschichte der Stadt Mühlhausen i. Thür. I u. II. — Prof. Dr. Größler, Zeugen und Beweise für die Entstehung des Lutherliedes: Ein feste Burg ist unser Gott. — Sup. Naumann, Zur Entwicklung des Volksschulwesens in der Ephorie Eckartsberga. — Dr. G. Liebe, Die Herbergspflicht der mittelalterlichen Klöster mit besonderer Beziehung auf die Landschaften der Provinz Sachsen. — Kleinere Mitteilungen. — Bücherbesprechungen usw.

II. Jahrgang, Heft 1 und 2.

Pfarrer Walter, Aus dem kirchlichen Gemeindeleben des 16. und 17. Jahrhunderts. Nach Visitations- und Synodalakten der Ephorie Freiburg. — Pastor Arndt, die Berufung Joh. Arndts von Braunschweig nach Halberstadt 1605. — Archivrat Jacobs, Reformatorische Stammbblätter. I. Ein Wittenberger Stammbuch von 1542. II. Verschiedene Gedenkstücke Luthers und der Wittenberger Reformatoren. — Sup. Nebelsied, Reformationsgeschichte der Stadt Mühlhausen i. Thür. III. u. IV. — Kleinere Mitteilungen. — Bücherbesprechungen usw.

III. Jahrgang, Heft 1.

Pastor Arndt, das Pfarrwahlrecht im Fürstthum Halberstadt. — Dr. G. Liebe, Die älteste Jahresrechnung des Gemeinen Rastens zu Zeitz 1548. — Pastor Koennede, Martin Rindarts Bewerbungen um ein geistliches Amt in der Grafschaft Mansfeld 1610/11. — Archivrat Jacobs, Reformatorische Gedenblätter. III. Luthers Tischgenosse Joh. Wilh. Reiffenstein. — Borchert, Konsistorialordnung des Administrators Joachim Friedrich. — Pallas, Die Superintendenturen des Auktzeises. — Kleinere Mitteilungen. — Bücherbesprechungen usw.

Serrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

EV. PRED. SEM.

Bibliothek